

Bevor der Präsident zum nächsten Traktandum übergeht, hat er noch eine Bitte an die Mitglieder, die online an der Delegiertenversammlung von Bio Suisse teilnehmen. Urs Brändli bittet darum, man möge doch die Flaggen des Bauernverbandes entfernen, die an vielen Bio-Bauernhöfen hängen und auf denen steht: »2x Nein zu den extremen Agrar-Initiativen«. »Oder hängt sie wenigstens in adäquatem Abstand zur Bio-Knospe auf. Ihr habt ja genügend Platz an euren Ställen.« Sonst seien die Kunden zu Recht enttäuscht, sagt Brändli.

Manche sind auch so enttäuscht, konsterniert oder zumindest überrascht, dass Bio Suisse, der Dachverband der 7450 Schweizer Knospe-Bauern, am vergangenen Mittwoch die Nein-Parole zur sogenannten Trinkwasser-Initiative beschlossen hat. Sie kommt am 13. Juni zur Abstimmung und verlangt, dass Landwirte nur noch Direktzahlungen erhalten, wenn sie ihre Höfe ökologisch und nachhaltig betreiben. Also auf Pestizide verzichten, ihren Tieren keine Antibiotika auf Vorrat verabreichen und das Futter auf dem eigenen Hof wachsen lassen. Am selben Sonntag kommt auch die Initiative »Für eine Schweiz ohne synthetische Pestizide« vors Volk, die ein generelles Pestizid-Verbot verlangt. Auch sollen keine Lebensmittel mehr importiert werden dürfen, die mit synthetischen Pestiziden hergestellt wurden.

Bereits im November hatte Bio Suisse zur Pestizid-Initiative die Ja-Parole beschlossen. »Die Schweiz würde damit zu einem Leuchtturm mit weltweiter Ausstrahlung«, sagte Präsident Urs Brändli am Mittwoch vergangener Woche. Von der Trinkwasser-Initiative hingegen wollen er und die Mehrheit seiner Delegierten aber nichts wissen. Mit 73 zu 20 Stimmen beschlossen sie die Nein-Parole bei fünf Enthaltungen.

Wie kommt es, dass die wichtigste Bio-Organisation des Landes eine Abstimmungsvorlage bekämpft, die sie selbst hätte lancieren können? Und über die ihr Präsident Brändli sagt: »Das Anliegen teilen wir.«

Hat Bio Suisse die eigenen Ideale verraten?

Karl Schäfer glaubte an einen Scherz, als ihm zu Ohren kam, dass der Bio-Suisse-Vorstand die Trinkwasser-Initiative bekämpfen will. Also schrieb der Winzer und Gründer des Bio-Wein-Vertriebs Delinat einen Brief an seinen Vorstand. Die Antwort, die er der Fernsehsendung *Kassensturz* weiterreichte, machte ihn fassungslos: »Bei einem Ja ist davon auszugehen, dass die große Mehrheit der Grünlandbetriebe auf Bio umstellen würde. Eine massive Überversorgung der Märkte mit Bio-Milch und -Fleisch würde das heute faire Preisgefüge gefährden«, stand darin.

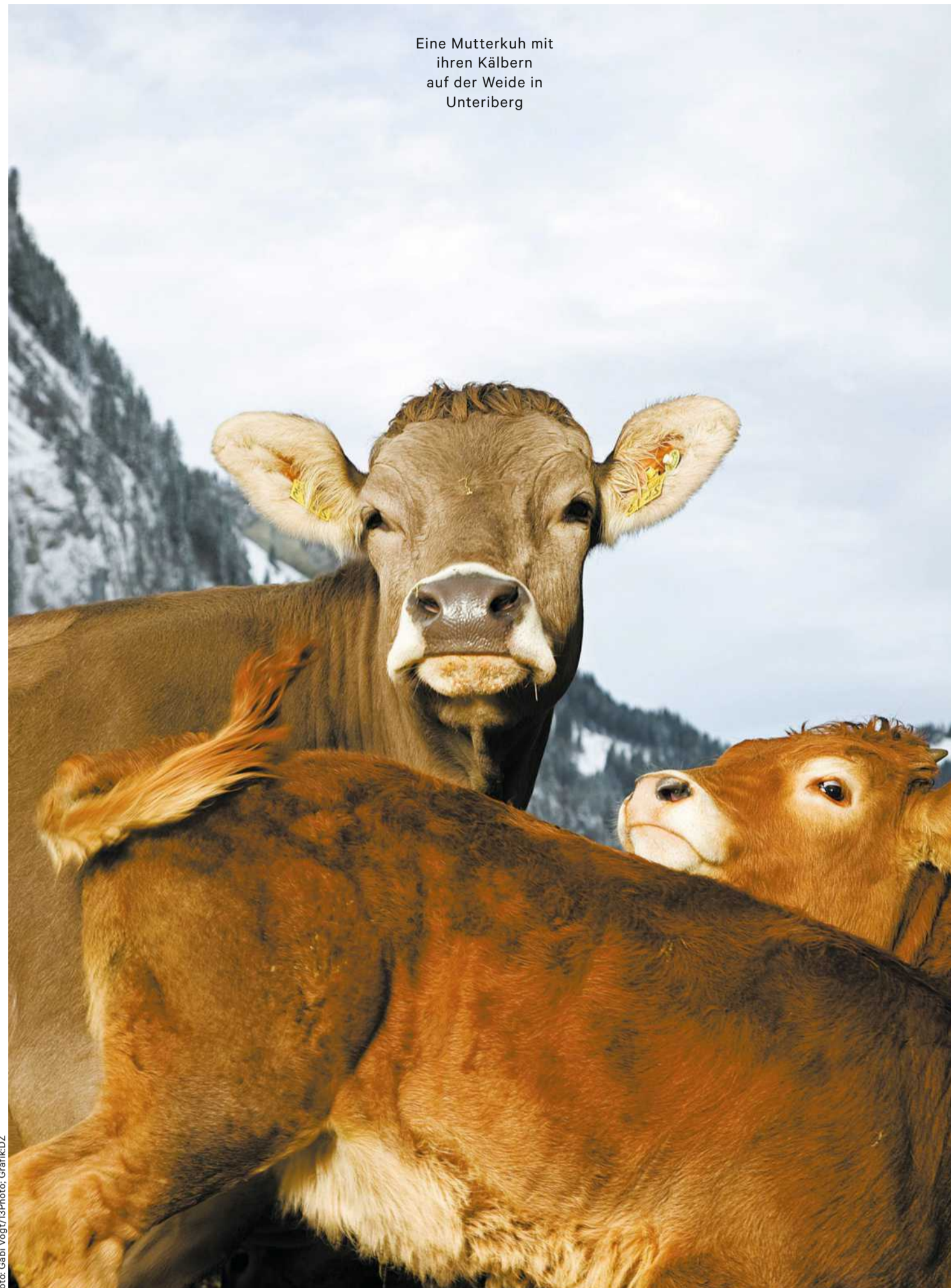
40 Jahre nach ihrer Gründung muss sich Bio Suisse den Vorwurf gefallen lassen, ihre Ideale zu verraten. Aus Angst, das eigene Geschäft mit anderen teilen zu müssen.

Wirtschaftliche Fragen spielten bereits in der Gründungszeit von Bio Suisse eine wichtige Rolle, als sich die vier Gruppierungen Demeter, Biofarm, Prokana und Bioterra unter der Leitung des Forschungsinstitutes für biologischen Landbau (FiBL) zur »Vereinigung Schweizerischer Biologischer Landbauorganisationen« zusammenschlossen, aus der später Bio Suisse hervorging. »Wir waren ein zersplitterter Haufen«, erinnerte sich der erste Präsident Werner Scheidegger. Die Richtlinien, die erarbeitet wurden und definierten, was man unter biologischer Landwirtschaft verstehen wollte, wurden zum Kitt, der die Bewegung zusammenhielt, die Knospe zur Schutzmarke, dank der heute jede Konsumentin und jeder Konsument in der Schweiz weiß: Wo die Knospe drauf ist, ist Bio drin.

Die biologische Landwirtschaft hat sich zu einem lukrativen Markt entwickelt. Jeder sechste Bauernbetrieb setzt heute auf die Knospe. Im vergangenen Corona-Jahr nahm der Marktanteil von Bio um 20 Prozent zu. Es wurden Label-Waren im Wert von 3,8 Milliarden Franken verkauft, das sind 600 Millionen Franken mehr als im Jahr davor. Am beliebtesten sind die Bio-Eier mit einem Marktanteil von 28,9 Prozent, gefolgt von Brot (26,2 Prozent) und Gemüse (23,9 Prozent). Übers Ganze gesehen befinden sich die landwirtschaftlichen Bio-Produkte mit 10,8 Prozent aber noch immer in einer Nische.

Trotzdem fürchtet der Verband, die Trinkwasser-Initiative könnte den Bio-Boom beschleunigen. »Grundsätzlich freuen wir uns über jeden, der auf Bio umstellen will. Aber nicht jeder Markt ist gleich aufnahmefähig«, sagt Brändli. Erst wenn die Nachfrage geklärt ist, soll das neue Bio-Angebot geschaffen werden. »Das war bei unseren Pionieren nicht anders. Jeder Bauer, der umstellen wollte, musste 20 Familien mitbringen, die ihm die teureren Produkte abkaufen.« Noch größer aber ist im Verband die Angst, dass mit den neuen Anbietern die Preise für Knospen-Produkte fallen könnten. Brändli sagt: »Bio-Produkte künstlich mit Steuergeldern zu vergünstigen wäre falsch: Die Leute würden, weil es viel weniger kostet, viel mehr kaufen – und noch mehr Lebensmittel wegwerfen, als sie das heute schon tun. Das wollen wir nicht.«

Der Bio-Pionier Martin Ott wurde als »Kuhflüsterer« bekannt, als er vor Jahren in einem Buch von seinen Kühen erzählte, die er ohne Antibiotika aufzog und die körpereigene Abwehrstoffe zu bilden begannen. Er baute aber auch drei Höfe auf, darunter den größten Demeterhof der Schweiz in Rheinau, zu dem auch eine Saatgutproduktion, eine Imkerei und eine alternative Landwirtschaftsschule gehören. Ott saß lange im Vorstand von Bio Suisse,



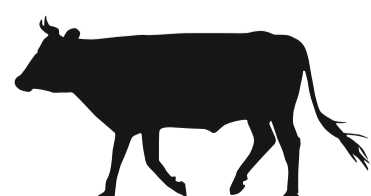
Eine Mutterkuh mit ihren Kälbern auf der Weide in Unteriberg

Foto: Gabi Vogt/Photo: Grafik-DZ

Dieses Vieh soll Luxus bleiben

Die Schweizer Bio-Bauern wehren sich gegen eine umweltfreundlichere Landwirtschaft. Sie fürchten um ihr boomendes Geschäft

VON SARAH JÄGGI



heuer nahm er als Stiftungsratspräsident des FiBL an der denkwürdigen Delegiertenversammlung teil. Am Telefon ist er auch drei Tage darauf noch immer »bodenlos enttäuscht«. Ott erzählt, wie er in langen Telefonaten alte Freunde und Weggefährten für sein Anliegen zu gewinnen versuchte: keine Parole fassen, um im gehässigen Abstimmungskampf nicht zwischen die Fronten zu geraten. »Sechs Stimmen haben mir gefehlt! Das raubt mir den Schlaf«, sagt Ott. »Nun werben statt Pestizidverkäufern die Bio-Bauern für ein Nein!« Tatsächlich wurden, kaum hatte Bio Suisse die Nein-Parole beschlossen, Inserate geschaltet, in denen Bio-Bauerinnen und -Bauern, flankiert von Lämmern, Kälbern und Hühnern, für ein Nein eintreten.

Noch viel mehr als die selbst verschuldete Spaltung ärgert Ott, »dass wir den Mut nicht hatten, unseren Traum des Bio-Landes Schweiz zu verwirklichen. Wir könnten sagen: Hoppla, die Idee hatte zwar eine Fitnesstrainerin aus Wiedlisbach, aber die Idee ist gut! Stattdessen haben alle die Hosen voll und nehmen es der Frau übel, dass sie uns Bauern vorschreibt, wie wir mit dem Boden umgehen sollen.« Sogar die anthroposophischen Demeter-Bauern beschlossen Stimmfreigabe. »Weil auch sie Angst vor der eigenen Vision haben – und vor dem Veränderungsbedarf, den es im Bio-Landbau gibt«, sagt Ott.

Wo soll im Bündnerland das Soja für all die Bio-Rinder wachsen?

Nicht nur die Angst vor der Konkurrenz treibt die Bio-Szene um. Der Passus im Initiativtext, der besagt, dass die Tiere mit hofeigenem Futter ernährt werden müssen, würde auch für Bio-Betriebe zum Problem. Jedenfalls dann, wenn das Parlament die Initiative auf Gesetzesstufe strikt umsetzen würde. Im Kanton Graubünden etwa, wo 63 Prozent der Landwirtschaftsbetriebe Bio sind. Die Rinder werden in großen Ställen gehalten und fressen nicht nur Gras, sondern auch Kraftfutter, vor allem Mais und Soja. Auch wenn dieses in der Bio-Viehwirtschaft nur zehn Prozent – und ab nächstem Jahr nur noch fünf – des Futters ausmachen darf, wird vor allem Soja meist aus dem Ausland importiert. Es gibt zwar erste Versuche, Bio-Futtersoja in der Schweiz anzubauen, aber nicht in Graubünden. So verwundert es nicht, dass die Bündner Mitglieder von Bio Suisse die Initiative an einer regionalen Versammlung abgelehnt haben. Einstimmig.

Noch prekärer wird es für die Schweine-, Poulet- und Eierproduzenten, die in den vergangenen Jahren in große Ställe investierten, um in das lukrative Bio-Mastgeschäft einzusteigen. Martin Ott sagt: »Kein Tier wird so gequält wie das Poulet, auch das Bio-Poulet. Selbst wenn die Hühner doppelt so lange leben dürfen wie die konventionellen, so fristen diese Eiweissklumpen, die aussehen wie Bibeli, ein trauriges Dasein. Wir mästen sie innerhalb von 55 Tagen und schlachten sie, bevor sie ihr Jugendalter erreicht haben.«

Bio-Suisse-Präsident Urs Brändli sagt: »Heute kaufen die Bio-Bauern mit Legehennen ihr Kraftfutter zum größten Teil zu. Es wäre ein längerer Prozess, dies zu ändern.« Damit meint er: Die Initiative wolle zu viel zu schnell. Und zur Eierproduktion sagt er: »Da gab es in den vergangenen 40, 50 Jahren eine Spezialisierung, die wir auch mitgemacht haben und die uns auf einen falschen Pfad gebracht hat.« Man wolle die gängige Praxis, zu der auch gehört, dass überzählige, also männliche, Kücken getötet werden, »so rasch als möglich ändern«. Wie genau, entscheidet die Delegiertenversammlung im Herbst. »Langfristig gesehen passt wohl das Zweinutzungshuhn gut zu Bio: Es legt zuerst Eier und wird dann zum Poulet. Die männlichen Tiere gehen direkt in die Pouletmast.«

Beispiele wie diese sind es, die Andreas Bosshard zum Schluss kommen lassen: »Bio Suisse hat den Nachhaltigkeitspfad verlassen.« Bosshard ist Bio-Obstbauer, Saatgutproduzent und Geschäftsführer der bäuerlichen Denkfabrik »Vision Landwirtschaft« und sagt: »Egal ob es um Schweine- oder Hühnermast geht: Das Einzige, was daran Bio ist, ist das Futter. Alles andere folgt der Logik der hochindustrialisierten, konventionellen Landwirtschaft. Und damit bringt sich Bio Suisse nun in die Bredouille.« Bosshard kritisiert, dass auch in anderen Bereichen das konventionelle Denken überhand genommen habe. »Wenn man versucht, einen hochgezüchteten Gala-Apfel in Bio-Qualität zu produzieren, muss man ihn nicht zehnmal spritzen wie der konventionelle Bauer, sondern bis zu 30-mal.« Zwar seien die Mittel teilweise weniger giftig. »Aber eine so empfindliche Sorte wie den Gala auf einem Bio-Betrieb zu produzieren widerspricht genauso dem Grundprinzip der Nachhaltigkeit wie eine Hühnermasthülle.« Dabei gebe es unzählige Apfelsorten, die nur wenig oder gar nicht mit Pestiziden behandelt werden müssen, sagt Bosshard. Doch weder Bio Suisse noch der Detailhandel seien bereit, hier neue Wege zu beschreiten.

Bio-Suisse-Präsident Urs Brändli kennt diese Vorwürfe. »Ich verstehe, dass manche den Idealismus von früher vermissen. Aber Bio Suisse ist erwachsen geworden. Man muss heute kein totaler Idealist mehr sein, man darf auch aus pragmatischen Gründen ein Bio-Bauer sein.«

Eine knappe Woche ist seit der Delegiertenversammlung vergangen. Der Entscheid wurde vielerorts kritisiert, ein Bio-Pionier ist unter Protest aus dem Verband ausgetreten. Urs Brändli sagt: »Wir haben aus bäuerlicher Sicht entschieden. Wenn ich gewusst hätte, wie heftig viele Kunden reagieren, hätte ich vielleicht auf Stimmfreigabe plädiert.«